



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 298.

Mittwoch, 22. Dezember

1926.

Die Jagd nach der Braut.

(15. Fortsetzung.)

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

(Nachdruck verboten.)

Von Alfred Schirokauer.

Wieder war eine schwere Pause.

Dann begann er leise: „Ich habe Ihnen vorhin gesagt, Fräulein Elinor, wir wollen Mensch zum Menschen reden. Ohne Hintergedanken, ohne Unwahrheit. Darum will ich nicht leugnen. Aber es handelt sich jetzt wirklich nicht um mich. Mit meiner — Unmoral werde ich fertig werden, so oder so. Es handelt sich jetzt allein um Sie.“

Sie öffnete den Mund — einen ausdrucksvollen energischen Mund — zu einer Entgegnung. Doch er hob gebietend die Hand.

„Hören Sie mich doch nur eine Minute an! Ich kann Sie nicht in Ihrem Elend verkommen lassen. Lächeln Sie ruhig spöttisch. Sie sind nicht so verhärtet, daß es keinen Eindruck auf Sie machen könnte, wenn ein Mensch darum ringt, Sie vor dem Untergang, dem Sie zutaukeln, zu bewahren. Ich weiß, Elinor, Sie sind verführt worden, die Verhältnisse haben Sie in dieses Verhängnis hineingerissen. Ich weiß, wie seltsam das Leben uns führt —“

Er schwieg, übermannt von dem Gedanken, wie seltsam ihn das Leben diese letzten Tage — vor allem seit heute morgen — geführt hatte. Dann sprach er weiter: „Aber es muß noch möglich sein, Sie herauszureißen aus dieser Verbrecherwelt, in der Sie leben. Wie sind Sie zu diesen Menschen gekommen? Sind Sie unter ihnen aufgewachsen? Wie können Sie dann Ihre vielen Gaben so herrlich entfaltet und ausgebildet haben? Sprechen Sie! Erzählen Sie mir! Es muß Mittel und Wege geben, Sie von diesen — diesen Gefährten zu lösen — wenn Sie nur wollen.“

„Ach“, wehrte sie mit einer müden Bewegung, „jetzt erwarten Sie die laarmoganten Bekenntnisse einer schönen Seele. Sie spitzen sich auf einen spannenden Roman der Verführung. Sie spannen vergeblich. Das alles ist furchtbar langweilig. Wir wollen nicht tragisch werden. Nehmen Sie an, ich sei aus einem guten Hause davon gelaufen aus einem unbezähmbaren Hang zum Abenteuer, zur Buntheit des Lebens, zum — ach, Unsinn!“

Damit sprang sie auf und ging zum Flügel. Aber rasch folgte Robert ihr mit den Blicken. Sie setzte sich auf den Drehsessel, öffnete das Instrument, und plötzlich blühte unter ihren kundigen Händen das blaue, reine Glid des dritten Satzes der 9. Sinfonie von Beethoven hervor.

Er wagte nicht, durch Worte zu stören. Leise setzte er sich in den Sessel, der noch warm war von ihrem Körper, und lauschte, hingegeben an ihre hohe Kunst. Er betrachtete ihr Gesicht. Es war lieblich verklärt, seltsam offen und die Augen blickten weit, weit in unwirkliche Fernen.

Dann verschlossen sich ihre Züge, wurden ernster, herber mit der Gewalt des Wertes, bis Beethovens Titanengeist gigantisch aus den Saiten des Steinway hervorwettete. Ihr Körper war jetzt konzentrierte Kraft, ihr Gesicht steinern wie das Schicksal, ihre schwar-

zen Augen sprühten Feuer, ihr Haar wallte auf, ihr Mund war stahlharte Entschlossenheit.

Dann verhallte der letzte Akkord. Einen Augenblick verharrte sie erschüttert unter der beugenden Nacht des Ulgewaltigen, das sie aus dem Schlummer erweckt hatte. Dann schüttelte sie mit einem kraftvollen Aufwerfen des Kopfes die Haare zurück, die ihr über die Stirn gefallen waren, stand auf und sagte:

„So! Das ist groß! Ich weiß nicht, ob es moralisch oder unmoralisch ist. Aber es ist gut und stark. Und nun wollen wir wie zwei vernünftige junge Menschen miteinander reden.“

„Es war herrlich!“ stieß er hervor.

„Wir wollen vernünftig reden“, mahnte sie lächelnd.

„Ja — ja — gewiß — Sie spielen meisterhaft.“

„Unsinn. Sie wollen vernünftig reden!“

„Ist das nicht vernünftig?“

„Nein!“

„Was nennen Sie vernünftig?“

„Das einzig Vernünftige wäre, wenn Sie jetzt herkämen und mir endlich sagten, daß Sie mich lieben.“

XII.

Ehe Robert Brook sich von der Überrumpelung durch diese ungeschminkte Aufforderung erholt hatte, öffnete sich die Tür und Jeremia Ronald trat herein. Elinor bewillkommnete ihn nicht mit Hallelujarufen. Der Blick, den sie ihm zuwarf, war entschieden ihrem Verbrecherarsenal entnommen. Doch der Alte war Blicken gegenüber nicht allzu feinfühlig.

„Wer macht denn hier diesen infernalischen Nadau?“ schimpfte er. „Dabei soll man schlafen!“

„Kriechen Sie zurück in die Klappe, Daddy“, rief Elinor. „Sie stören hier. Glauben Sie es mir. Man ist darin oft befangen und merkt es selbst nicht so!“

Doch er hatte für sie keine Antwort. Er entführte den Schwiegersohn in das Arbeitszimmer. Aber nicht, ohne vorher einen Browning zu zücken und Elinor zu bedrohen: „Wenn Sie sich da vom Fleck rühren, drücke ich los.“

Damit ging er voran in das Nebenzimmer. Mit gesenkten Augen und sehr beengtem Gewissen folgte Bob dem Schwiegervater.

Das Mädchen trillerte eine verächtliche Lache. Sie klang nicht lieblich in den Ohren des jungen Mannes.

Die Gefangene mit martialischem Grimme beobachtend, sagte Jeremia leise:

„Mich beunruhigt sehr, daß Bill Hoot noch nicht zurück ist.“

„Oh“, machte Bob — auch ihm war die Unterbrechung des Tete-a-Tete trotz der bedrohlichen Wendung, die es gerade genommen hatte, sehr ärgerlich — „er lagte gleich, er würde vielleicht längere Zeit ausbleiben.“

„Ich weiß nicht“, Jeremia wand sich unbehaglich, „ich kann das Gefühl nicht loswerden, dem armen Jungen sei irgend ein Unheil zugestoßen.“

„Man soll auf Gefühle nichts geben“, dozierte Bobby.

„Im allgemeinen hat du sicher recht, mein Sohn.“

Denn habe ich sehr viel auf meine Gefühle, magte ich annehmen, das Gesicht meines unglücklichen Kindes lasse sich ziemlich fassen, kam die unerwartet ruhige Antwort. „Aber, Papa!“ rief Robert, erröthend vor Entrüstung oder Schuldbewußtsein. „Wie kannst du so etwas von mir denken!“

„Vielleicht täusche ich mich“, gab der Alte voller Gerechtfertigkeit zu.

Brook atmete erleichtert auf. Und jetzt wollte er einmal Eifer zeigen, daß es nur so rauchte. Jetzt wollte er beweisen, daß er sein Leben für seine — Braut in die Schanze schlug.

„Nein“, rief er kategorisch. „du bleibst hier! Das wäre ja noch schöner! Was Hoot wagt, wage ich schon lange. Ich fahre hin!“

Da merkte er in seiner Verlegenheit, daß er in der Freude an Elinors Gesellschaft die Adresse vergessen hatte, unter der Bill für seine Braut seine Gefahren bestand. Er wußte nur noch, es war irgendwo in Brooklyn gewesen. Aber wo, war ihm völlig entfallen. Er schämte sich, diesen schlagenden Beweis seiner Gleichgültigkeit einzugestehen.

„Nicht allein!“ sprach der Schwiegervater. „Das dulde ich nicht. Ich habe nicht mehr die Kraft, auch noch dich zu verlieren. Hole dir Hilfe auf der Polizei.“

Doch der Alte sollte einmal erfahren, was wahres Heldentum ist.

„Wozu brauche ich Polizei!“ verwies ihn Bob verächtlich. „Ich bin Mannes genug, mein Leben für Florence zu wagen, dein Zweifel hat mir sehr weh getan — sehr weh. Jetzt fahre ich spornstreichs nach —“

Da fehlte ihm die Adresse.

Doch Elinor, das liebe Kind, rettete ihn vor Flamage.

„Da stehen Sie“, rief sie durch die offene Thür, „und konspirieren gegen mich. Glaubt ihr, ich weiß nicht längst, daß der Polizeimensch nach Van Brunt Street 213, unserem Hauptquartier, gezogen ist? Haltet ihr mich für blind und dumm? Man wird ihn dort warm empfangen haben.“

Die beiden Männer blickten einander erblickend an. Bob wurde etwas flau. Aber er wollte Mut zeigen. Nun gerade!

„Ich gehe“, stieß er möglichst entschlossen hervor.

„Dann geh mit Gott!“ Es war, als gäbe der Vater dem Sohne den Segen. „Ich werde diese kleine Kanaille bewachen, wie jener Herr aus dem Altertum mit den vielen Augen — Artur oder so.“

„Argus“, verbesserte Bob tonlos und eilte hinaus, ohne seiner Gefangenen noch einen Blick zuzuwenden. Doch sie war nicht gesonnen, sich so schnöde behandeln zu lassen.

„Se, Sie!“ rief sie ihm nach, „nennen Sie das Lebensart? Erst einem unschuldigen Mädchen gestehen, es sei ihm nicht gleichgültig, und es dann als Lust behandeln! Sie sind mir ein feiner Kavaliere!“

Er hütete sich, auf diesen üblen Nachruf zu reagieren.

XIII.

Und damit tritt endlich einmal wieder Florence in die Erscheinung. Doch alles der Reihe nach.

In der Remise fand Robert zu seinem Erschrecken den Chauffeur, der Bill Hoot am Vormittag gefahren hatte.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte er verwundert.

Der Fahrer gab Bescheid. Herr Hoot habe ihn drüben in Brooklyn am St. Peters-Hospital angehalten, sei ausgestiegen, habe erklärt, er wolle zu Fuß weitergehen, um kein Aufsehen zu erregen, und habe ihn zurückgeschickt.

Bob beschloß, das gleiche zu tun. Er wollte nicht feiger sein als dieser Polizeiheros. Auch er brauchte keinen Chauffeur zum Beistand.

„Also los! Wieder zum St. Peters-Hospital.“

Sie durchquerten halb New York, federten über die Brooklyn-Brücke und erreichten durch Furman- und Columbia-Street das Krankenhaus. Hier entstieg Robert dem Wagen, ließ ihn aber sicherheitsshalber warten.

Die Rechte um den Browning in der Rocktasche verkrampft, bog er in die Van Brunt Street ein.

Nr. 213 lag ganz am anderen Ende, in der Nähe der Hasenbollwerke. Es war eines jener schönen, alten Häuser, die zu Washingtons Zeit nach den Freiheitskriegen erbaut worden und heute fast ganz der Enge der Stadt und dem Streben nach Raum in den Lüften gewichen sind. Jetzt stehen sie als vereinzelt lekte Zeugen einer ruhigeren Vergangenheit zwischen den Riesen der gehetzten Gegenwart. Das Häuschen mit seiner von dorischen Säulen geschmückten Fassade blickte friedlich genug drein. Auch schien es unbewohnt. Die Scheiben strahlten blind vor Schmutz und Ruß. Ueberrascht, die Hand an der Waffe, schritt Bob vorsichtig spähend die Steinstufen zur Eingangstür hinauf. Einen Feldzugsplan hatte er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Weihnachtsflut von 1717 an der Nordsee Küste.

Skizze von Otto Janssen.

Es war am Heiligabend; die Lokale am Hafen zu Emden, der alten See- und Handelsstadt an der Nordsee, waren wie ausgestorben. Nur im „Bremer Schlüssel“ war Leben, denn hier feierten heute die ledigen Teerjaden in ihrem Seemannslogement das Weihnachtsfest. Es war besonders starker Betrieb, und Wirt wie Küfer hatten alle Hände voll zu tun, denn gestern war die „Griffia“, ein als Fregatte getarnter, bewaffneter Dreimaster unter preussischer Flagge, nach fast zweijähriger Abwesenheit von weiter afrikanischer Fahrt wohlbehalten zum Heimathafen zurückgekehrt. Das große Schiff lag festgemacht im Binnenhafen am Deich, die tiefen Räume seines runden Schiffsleibes angefüllt mit Kostbarkeiten aus der jungen brandenburgisch-preussischen Kolonie in Nordafrika.

Es hatte soeben vom Turm des nahen Rathauses zehn Uhr geschlagen, als plötzlich der dicke Wirt auf den Stammtisch ausgestürzt kam und seinen Gästen zurief: „Der Wind ist plötzlich nach Nordwest umgesprungen. Um halb zwei soll schon Ebbe vorbei sein, aber das Wasser läuft gar nicht ab, und draußen am Deich wird Springflut erwartet.“ Das wirkte wie eine Bombe am Tisch der Teerjaden, ganz besonders aber auf den eigentlichen Erzähler des Abends, Jan Klaasen, den ersten Steuermann der „Griffia“. Der wollte den anderen Morgen in aller Frühe landeinwärts nach dem Dorfe Funnix, im Ostfriesischen gelegen, wo sich seine Frau und seine beiden Kinder bei ihren Eltern befanden. Alles stürzte hinaus zum Seebeich, doch bis Mitternacht hatte sich der Sturm fast völlig gelegt, und da der Mond im letzten Viertel stand, hielten auch die Deichwächter die Gefahr für überwunden. Man begab sich allgemein nach Hause.

Eine Stunde später aber, gegen ein Uhr früh, erhob sich der Sturm aufs neue mit nie gekannter Gewalt. Und doch war dies die Stunde, in der nach Berechnung und nach Erfahrung die Ebbe ihren niedrigsten Stand erreicht haben mußte. Schon jetzt kam das Wasser über den Deich, gleich mannshoch, und warf bald ein beladenes Schiff von etwa sechsig Lasten über den Damm auf die Wiese.

In der Stadt läuteten die Sturmglöken und riefen alle Männer auf ihre Posten. Jeder kannte sein Amt, denn dies war nicht der erste Kampf, der mit dem blanken Hans ausgefochten wurde. Nachdem die niedriger gelegenen Stadtteile rasch durch Einsenken von stets bereit liegenden schweren Balken abgeschlossen, Türen und Fenster verrammelt und die Fugen ver kittet waren, stürzte die männliche Bevölkerung der Innenstadt mit Spaten und Hacke zum Deich. Dort war aber schon jedes menschliche Ringen mit der wütenden See vergeblich, und bald hieß es: „Jeder helfe sich selbst und den Seinen!“

So weit hatte auch der Steuermann Jan Klaasen ebracht seine Pflicht und Schuldigkeit getan. Nun aber litt es ihn keine Minute mehr in der Stadt, er mußte unbedingt sofort nach Funnix zu den Seinen. Aber wie hinkommen? Es war Nacht, und das Land stand unter Wasser. Da kam ihm ein Gedanke, den er auch sofort in die Tat umsetzte; er stürzte an Bord der „Griffia“, machte mit Hilfe zweier Matrosen ein Boot flott, versah es rasch mit dem Notwendigsten und versuchte auf diese Weise das etwa zwei Stunden landeinwärts liegende Kirchspiel Funnix zu erreichen. Es war dunkle, stürmische Nacht, und er konnte nichts weiter erkennen als die Ufer des alten Tiefs, das ihn aber dort hinführen mußte.

Inzwischen war das Wasser schnell vorgeedrungen. Von der Stadt lag nur noch der älteste Teil, der auf einer Warf

aufgebaut war, über Wasser, und das ganze umliegende Land gleich einem tosenden Meer, in dem Mensch und Tier sich auf Dächern, Bäumen und in Booten zu retten suchten. Gegen drei Uhr morgens erreichte das Wasser das Kirchspiel Funnix. Der alte Pastor war bereits im Glodenturm und zog selbst den Strang, um seine Gemeinde nach dem etwas erhöht liegenden Kirchlein zusammen zu rufen. Da kamen sie von allen Seiten, die Kinder und Greise in ihrer Mitte, alle nur mit dem Nötwendigsten versehen. Das Jungvolk hatte noch rasch das Vieh losgekoppelt und mußte es dann seinem Schicksal überlassen. Das Wasser stieg weiter; wild brüllten die Tiere in den Wellen. Wohl reichte die Kirche noch aus, die ankommenden Menschen aufzunehmen; doch endlich war sie bis auf den letzten Platz gefüllt. Der größte Teil der Gemeinde war hier mit Kind und etwas Habe versammelt und wählte sich in Sicherheit in dem notdürftig erleuchteten Raum. Auch Dina Klaasen befand sich unter ihnen mit ihren beiden Kindern und dem alten Vater; denn der Nachbar Jens hatte energisch mit zugepackt. Voll schwerer Sorge ging aber der alte Pastor Terveer durch die Reihen seiner Gemeinde, denn er wußte, wenn das Steigen nur noch eine Stunde anhielt, würden alle verloren sein; seine kleine Kirche würde solchem Ansturm nicht standhalten. Die letzte Hoffnung hatte er für den äußersten Fall auf die beiden draußen noch verankerten Rähne gesetzt, zwei alte, kleine Kanalboote, in denen aber höchstens die Kinder der Gemeinde untergebracht werden konnten. Als dann auch schon das Wasser in die Kirche einzudringen begann, bestieg der alte Seelsorger die Kanzel, auf der er so viele Jahre seiner Gemeinde gepredigt, und eröffnete ihr von hier aus dieses letzte Mittel, wenigstens zu versuchen, die Kinder zu retten, da die Kirche nicht lange standhalten würde. Furchtbar wirkte diese Mitteilung namentlich auf die Mütter, aber schnell entschlossen umwickelte gleich eine nach der anderen die Kleinen mit allem, was zur Verfügung stand; die Männer hoben die Kinder auf und folgten ihrem Prediger auf dem einzigen noch gangbaren Weg durchs Wasser zu den Rähnen. Bald waren diese dicht gefüllt, so daß nur noch ein Platz für den begleitenden Bootsmann übrig blieb. Rasch wurde noch Proviant zugebracht, die Bootssetten gelöst, und schon trieben die beiden Boote durch Wind und Wellen landeinwärts, dem dämmernden Morgen entgegen. Einen letzten Abschiedsruß winkten die Kleinen den Zurückbleibenden zu.

Engel des Himmels, die es bekanntlich mit Kindern besonders gut meinen, haben auch diese gefährliche Fahrt begleitet und alle beschützt, so daß sie nach ungefähr zwölftägiger Fahrt bei dem höher gelegenen Flecken Wittmund landeten, wohlbehalten, wenn auch in vollständig erschöpftem und fast erstarrtem Zustand. Sie wurden sofort von den Einwohnern liebevoll aufgenommen, erwärmt und gespeist; sie erholten sich auch bald, und nun entspann sich ein edler Wettstreit um die Verteilung der Kinder.

In der darauffolgenden Nacht landete auch Jan Klaasen mit seinem Schiffsboot in Wittmund. Er war über Funnix hinweggefahren, hatte dort nichts als Trümmer und verendetes Vieh treiben sehen und war nun in größter Sorge um die Seinen. Noch in derselben Nacht ermittelte er seine beiden Kinder bei dem Schulmeister des Ortes, wo sie in gesundem Schlafe, zusammen mit den Kindern des Hauses, das große Familienbett füllten. „Gott sei Dank!“ dachte Jan, „doch wenigstens die; aber wo ist Dina?“ Dies konnte ihm keiner beantworten, und den Seemann litt es nun nicht lange in der warmen Stube. Er stürzte, wie er war, fort zum Boot, und dann ging es im Morgendämmer nach Funnix. Aber bald mußte er das Boot seinem Schicksal überlassen, es sah auf Grund. Er arbeitete sich nun mühsam au Fuß weiter zur Unglücksstätte. Hier traf er schließlich nur noch einen halberstarrten Rubjungen, aus welchem Jan mit Mühe herausbrachte, daß Leute aus Ems eine Anzahl Frauen gerettet und mitgenommen hätten.

Am Spätnachmittag des zweiten Weihnachtsfeiertages stand er im äänstlich zerschundenen Zustand vor dem Genser Gemeindehaus. Als er die Tür aufriß, hörte er einen Jubelruf: „Jan, mein Jan!“ Seine Frau hing ihm lachend und weinend am Halse. Sie war ganz außer sich vor Freude, hatte sie doch erst vor einer Stunde von der Rettung ihrer Kinder erfahren. Nur ihren alten Vater hatte keiner retten können, er hatte sich geweigert, das Genser Boot zu besteigen, da es bereits überfüllt war. Dies war der einzige Wermutstropfen in dem Freudenbecher des Wiedersehens.

Als die Wittmunder am nächsten Tag die geretteten Kinder nach Funnix zurückbringen wollten, stellte sich heraus, daß mehr als die Hälfte der Einwohner umgekommen war; mit ihrem alten Prediger in der Mitte waren sie den Wellen zum Opfer gefallen. Da nahmen die braven Wittmunder die verwaisten Kinder sämtlich wieder mit nach Hause.

Die Christrose.

Es ist ein Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter,
Wo! zu der halben Nacht.

Das ist die Anfangstrophe eines Liedes, das zu den beliebtesten und innigsten unter unseren Weihnachtsliedern gehört, und das am heiligen Abend wohl in jedem deutschen Hause gesungen wird. Aber so bekannt das Lied, so unbekannt ist heute im allgemeinen die Christrose, die in diesem Liede besungen wird.

Mit der eigentlichen Rose hat die Christrose nichts gemein. Sie verdankt die zweite Silbe ihres Namens lediglich der Ähnlichkeit, die ihre grünlichweißen oder rosaroten Blüten mit den wilden Heckenrosen haben. Christblume oder Weihnachtsrose aber heißt sie, weil es gar nichts Seltenes ist, daß sie, der Frost und Schnee kaum etwas anhaben können, schon zu Weihnachten blüht. Ihre eigentliche Blütezeit fällt allerdings erst in die Monate Februar bis Mai, während andererseits eine Gartenorte bereits lange vor Weihnachten, im Oktober, zu blühen pflegt. Bekannt ist die Christrose übrigens unter dem Namen Rieswurz. Und damit der Fachmann keinerlei Grund zum Naserümpfen habe, sei mit *Helleborus niger* auch der wissenschaftliche Name der Pflanze nicht vergessen.

Die Christrose wird in zahlreichen Sagen, Legenden und Weihnachtsliedern verherrlicht. Diese haben immer den einen Sinn, daß mit der Geburt des Herrn das Licht in die Welt gekommen, daß Sonne und Wärme dem Winter das Jopier entwunden und den Blumen das Blühen ermöglicht haben, wie es zum Beispiel Abraham a Santa Clara so anschaulich zu berichten weiß: „Wie Gottes Sohn geboren ward, da haben sich sehr viele Wunderdinge zugetragen. Der tiefe Schnee ist in selber Gegend augenblicklich verschwunden, und die Bäume erschienen mit Blüten und Blättern, die Erde aber mit den schönsten Blumen bedeckt und gleichsam geschmückt.“

Aber nicht allein bei der Geburt des Heilands spielt die Christrose eine symbolische Rolle. Auch bei seinem Sterben ist sie zu finden. So ist das bekannte Sonett von Franz Bechert vor allem der Christrose als Passionsblume gewidmet:

„Kennt ihr die Blume, die in Winters Mitten
Still unter Eis und Schnee ihr Haupt erhebt?

Die, wie die Sage kündigt, schon gelebt,

Als einst der Herr nach Golgatha geschritten.“

Der Passionsblume gelten auch die Verse, die Moritz „Auf eine Christblume“ gedichtet hat und die mit der folgenden Strophe beginnen:

„Tochter des Waldes, du lilienvermwandte,
So lang von mir gesuchte, unbekante,
Im fremden Kirchhof, öd und winterlich,
Zum erstenmal, o Schöne, find ich dich!“

Es gibt übrigens noch eine andere Christrose, die ebenfalls keine „Rose“ ist: die sagenhafte Rose von Jericho. Sie ist eine Verwandte des Senf und der Kresse und hat die ungewöhnliche Eigenschaft, auch wenn sie längst vertrocknet ist, wieder zu Leben und Blüte zu kommen, sobald sie in laues Wasser getaucht wird. Die Legende berichtet, daß diese Blume unter den Schritten Marias aus der Erde gesprossen sei. Eine andere Lesart behauptet, daß Maria die Windeln des Christuskindes auf der Pflanze trocknete, worauf das dürre Gezweig sich plötzlich mit Blüten bedeckt habe. So sei die Marienrose eine wahrhafte Auferstehungsblume geworden, die Glück und Segen bringe. Deshalb war es früher in vielen Gegenden Sitte, in der heiligen Nacht eine Jerichorose zum Erblühen zu bringen. Die trockenen Zweige wurden in ein Gefäß mit Wasser auf den Tisch gestellt und von einem Kranze brennender Lichter umgeben. Erblühte die Rose noch während der Nacht, dann war man überzeugt, daß das künftige Jahr der Familie Glück und Segen bringen werde. Blich der Zweig aber dürr, so bedeutete das Unglück oder gar Tod.

Die Rose von Jericho ist eine Steppenvpflanze, die sich ausgezeichnet dem Steppenklima anpaßt und nur in der Regenzeit zum Blühen kommt. Diese Tatsache erklärt das „Wunder“ der Jerichorose in sehr einfacher Weise. Allerdings ist auch nachgewiesen worden, daß die angebliche Rose von Jericho überhaupt nicht bei Jericho wächst, sondern erst am Toten Meer und weiter südlich vorkommt, und daß sie auch in den Stellen der heiligen Schrift, in denen von Rosen die Rede ist, sicherlich nicht gemeint war. Diese Texte beziehen sich wohl auf eine wirkliche, duftende Rosenart. Allerdings gibt es in der Gegend von Jericho ein anderes Pflänzchen, ein Korbblütler, der sich im Wasser noch weit schneller als die eigentliche Jerichorose, in etwa drei Minuten schon, entfaltet. Daher wird diese kleine Pflanze von manchen Forschern als die eigentliche Jerichorose, die die Kreuzfahrer nach dem Abendland brachten, angesehen. S. Rt.

* David Redschies: „Abenteuerliche Jagdfabriken im afrikanischen Busch“. Mit Bildern und Buchdruck von H. A. Brunner. (Verlag von Georg Westermann, Braunschweig.) Seinem Buche „Safarizauber“, in dem er aus seinem 20jährigen Jägerleben in Ostafrika erzählt, läßt David Redschies ein zweites folgen: „Abenteuerliche Jagdfabriken im afrikanischen Busch“. Hier schildert er zahlreiche Jagdabenteuer und Erlebnisse, die in dem ersten Buche keinen Platz mehr fanden. Von Begegnungen mit Affen und Leoparden, von seinen gefährlichen und mühevollen Elefantenjagden, von Schlangen, Löwen, Krokodilen, erzählt er mit großer Anschaulichkeit und Eindringlichkeit. Auch das Leben der Eingeborenen, ihre Sitten und Gebräuche, ihr Aberglaube, ist humorvoll und anschaulich wiedergegeben. Generalmajor a. D. von Lettow-Vorbeck hat dem hübsch ausgestatteten Buche ein Geleitwort vorausgeschickt.

* „Drückdill und Stämpfen“ und andere lustige Tiererzählungen. Von Franz Kesting. (Verlag von J. Neumann-Neudamm.) In einem stattlichen Bande von 358 Seiten führt uns Franz Kesting originelle Typen der Tierwelt vor Augen, so wie der Jäger, der Wanderer, schwärmend durch Wald und Heide, sie mit warmer Seele erschaut. Hase und Fuchs, Storch und Sperling, Otter und Iltis, das wilde Schwein und der haßende Auerhahn, der Dachs und der Marber, alles, was da krecht und kleicht, tritt vermenschlicht auf, regend und handelnd, mit den Schwächen und Fehlern vernunftbegabter Wesen. Die Liebe zur heimatlichen Natur und den sie bevölkernden Lebewesen hat dem Dichter die Feder in die Hand gedrückt und seine Schilderungen befeelt.

* Heinrich Scharrelmann: „Berni Bd. 5: Berni lernt Menschen verstehen“. 10 farbige Bilder von Theodor Herrmann. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Mit dem neuen Bande wird das Schicksal des kleinen Berni weitergeführt. Mitten hinein ins volle Menschenleben paßt Heinrich Scharrelmanns Erzählertalent. Er weiß interessant zu plaudern, Ereignisse und die Menschen und ihre Schicksale mit ein paar knappen Strichen lebendig zu schildern. Die Berni-Bücher sind für Kinder von 6 bis 10 Jahren entzückende Festgeschenke, die bei der Jugend hellen Jubel, bei den Eltern innige Freude auslösen werden.

* „Malerei der Goethezeit“. 60 ganzseitige Abbildungen mit Einleitung von Dr. R. Schauer. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) In dieser Sammlung von 60 Bildern tritt das lebendigste fruchtbarste Zeitalter deutschen Geisteslebens sinnfällig in Erscheinung, dessen Wandlungen Goethe als die bedeutendste und vielgestaltigste Persönlichkeit dieser Zeit ohne Ausnahme angenommen und durchlebt hat. Die Malerei vom Rokoko bis zur Empfindsamkeit, zum Sturm und Drang und der frühen Romantik, von den deutschen Nachfahren Poussins und Watteaus bis zu Raff, Chodowiecki, C. D. Friedrich und Otto Runge auf der einen Seite, vom höfischen Rokokoklassizismus des Raphael Mengs zum reifen Klassizismus der beiden jüngeren Tischbeins, der Carstens und Schld auf der anderen Seite wird in ganzseitigen Abbildungen vorgeführt und durch eine Einleitung gekennzeichnet und kurz erläutert.

* „Der Erde Eiszeit und Sintflut“. Ihre Menschen, Tiere und Pflanzen von Dr. D. Häuser-Weimar. (Georg Stille, Berlin W. 7.) Der Entdecker ältester Menschenrassen zeichnet in seinem gewöhnlichen flüssigen Stil die Momente auf, die zu den Grundlagen des menschlichen Aufstieges geworden sind und aus denen heraus die Entwicklung des Denkens und der Anfang ältester Urreligion herauskristallisiert wird. In neuen Lebensbildern sehen wir die Entfaltung der ältesten Werkzeugformen, die des früheren Menschen erstes Kulturinventar ausgemacht haben. Ein Buch, das die Ehrfurcht vor dem Leben und seinen vielgestaltigen Formen zu fördern geeignet ist. Aus den Erdenbildern der Urwelt erheben Pflanzen und Tiere; ihnen gesellt sich, als alle Vorbedingungen für seine einfachste Existenz geschaffen waren, der Mensch als höchstes Glied zu. Aus den Umweltverhältnissen des Tertiärs heraus verdichtet er sich gewissermaßen als oberstes Beweisen. Die vielen Bilder sind durchweg neu und vermitteln eine lebensvolle Wiedergabe aller Umstände, wie Hand in Hand mit dem Menschen die Kultur immer höhere Ausdrucksformen erreicht. Häuser hat mit dieser Arbeit ein packendes Werk geschaffen, das letzten Endes immer wieder auslängt in der Liebe zu seiner deutschen Vaterheimat und vielfältig Anregung bringt für die Ausgestaltung deutscher Forschung.

„Das Land Hessen“. In der Bücherreihe „Deutsche Stadt — Deutsches Land“, die der Berliner Schriftsteller Erich Köhler seit einigen Jahren herausgibt (in der Deutschen Verlags-Gesellschaft, Berlin W. 9), ist soeben als Band 13 ein Werk über „Das Land Hessen — seine Entwicklung und seine Zukunft“ erschienen. Das Buch, dem Staatspräsident Ulrich ein tief empfundenes Geleitwort auf den Weg mitgibt, bringt in einer Reihe von Aufsätzen und Bildern die kulturelle und wirtschaftliche Verbundenheit mit dem gesamten Deutschland und dem Reich sowie die Bedeutung, die die hessische Wirtschaft im Gesamtbild der deutschen Wirtschaft für sich in Anspruch nehmen darf, zum Ausdruck. Dem Herausgeber ist es wieder gelungen, wie bei den früheren Werken seiner Bücherreihe, die kompetentesten und sachkundigsten Mitarbeiter auf allen Gebieten zu gewinnen. Industrie und Handel werden in einer Reihe von sachkundigen Artikeln behandelt. In einer Reihe glänzend illustrierter Aufsätze kommen die größeren hessischen Städte zur Geltung. Mehr als 150 Abbildungen, teilweise ganzseitig, und einige Kunstbeilagen geben allen diesen Aufsätzen vertiefte Wirkung und erhöhen das Interesse. „Einzelbilder aus dem Wirtschaftsleben“, in Wort und Bild fesselnde Vorträge von der Fülle industrieller und gewerblicher Arbeit im Lande Hessen.

* „Das Wortkunstwerk“. Mittel seiner Erschaffung. Von Geheimrat Professor Dr. D. Walzel. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Seinen früher erschienenen Büchern „Vom Geistesleben alter und neuer Zeit“ und „Gehalt und Gestalt im Kunstwerk“ läßt Walzel nun ein drittes Werk über grundlegende ästhetische Fragen der Dichtkunst folgen. Da die Behandlung dieser Fragen in der Form kein abgewogener, sprachlich vollendeter Essay geschieht, so ist dieses Buch der freudigen Aufnahme in den gebildeten Schichten des deutschen Volkes sicher. Der Wissenschaftler wie der Laie werden mit gleichem Genuß die klaren, geistvollen Ausführungen Walzels lesen.

* „Das Gymnasium“. Im Auftrage des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht herausgegeben von Oberstudienrat Professor D. Morgenstern. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Seit Jahren wurde von allen beteiligten Kreisen eine Stellungnahme zur heute umstrittensten Schulform, dem Gymnasium, dringend gewünscht. Seiner früheren Vorrangstellung beraubt und den anderen Formen der höheren Schule heute gleichgestellt, muß das Gymnasium neue Wege in die Zukunft finden und zugleich verschüttetes Gut neu beleben. „Die Elemente herauszufühlen und zu entbinden, mit denen die Antike dem heute heranwachsenden Geschlecht das Blut erneuert und den Blick heller machen soll“, das ist die Aufgabe des vorliegenden Werkes. Es erweist die Berechtigung einer auf der Antike beruhenden Schule und trägt zur Befreiung von überlebten Anschauungen und zur Erneuerung echt humanistischer Geistes bei. Das Buch ist in hohem Maße geeignet, die Freunde des Gymnasiums in ihrer Liebe zu dem ihnen vornehmenden Bildungsideal zu stärken, die Gegner von der Berechtigung des Gymnasiums zu überzeugen.

= „3 Tanz-Improvisationen für Klavier“ von Walter Gieseking. Man wird erstaunt sein, den feinsinnigen Mozart-Spieler hier als Komponist von Fortrots und Charleston zu begrüßen: die ersteren sind laut beigefügter Notiz auf dem „Simplon 1925“, der letztere ist in „Cincinnati 1926“ geschrieben. Bei ihrer hochmodernen Harmonik und prägnanten Abwärtstendenz sind die Tänze ganz von dem beabsichtigten aufreizenden Effekt. (Verlag von Ad. Fürstner, Berlin W.) O. D.

= G. Raphael: „Sechs Improvisationen für Klavier zu 2 Händen“. (Steingraber Verlag, Leipzig.) Hier spricht ein unerschütterliches jugendliches Talent: „Präludium“ — die bedeutendste Nummer der Sammlung; „Romanze“ — romantisch, von leichtem Brahms-Anhauch; „Intermezzo“ — kann sich wohl hören lassen; „Fugate“ — von hochmoderner Kontrapunktik; für „Scherzino“ und „Burleske“ — werden erprobte Notenschreifer gesucht, die ihre Augen und Finger wacker einzusetzen vermögen, dann wird der Erfolg nicht ausbleiben. O. D.

* „Herrnfeld-Humor“. (Globus-Verlag, G. m. u. H., Berlin W. 66.) Der „Herrnfeld-Humor“ weist auf dem Gebiete seiner eigenartigen Humoresken und Erzählungen eine besondere Spezialität auf. Neben interessanten Humoresken enthält das von Anton Herrnfeld geschriebene Buch noch über 100 Anekdoten und Erzählungen und gibt außerdem einen Überblick über die Geschichte des Herrnfeld-Theaters der letzten 35 Jahre.